4 Transkriptionen der Hörtexte

4.1 Sprachbuch

Track 1, Code v98zc5, Kapitel 1: Schaurige Momente, Seite 13, Aufgabe 12

Gespensterjäger auf eisiger Spur

In dem großen Haus, in dem Tom wohnte, hatte jede Wohnung einen eigenen Keller. Aber Tom war der festen Überzeugung, dass ihr Keller der dunkelste, unheimlichste, spinnenverseuchteste war. Und er wusste auch, warum. Der Hausmeister, Egon Riesenpampel, war ein Kinderhasser. Und weil Tom und Lola die einzigen Kinder im Haus waren, hatte ihre Familie auch den allerschrecklichsten Keller bekommen. Ganz klar!

Als Tom vor der staubigen Tür stand, kniff er die Lippen zusammen und rückte entschlossen seine Brille zurecht. Der enge, kalte Flur, von dem die Kellertüren abgingen, war nur spärlich beleuchtet, und Tom hatte wie immer Schwierigkeiten, den verdammten Schlüssel ins Schloss zu kriegen. Die Tür quietschte scheußlich, als Tom sie aufstieß. Modrig riechende Schwärze gähnte ihm entgegen. Tapfer machte er einen Schritt vorwärts und tastete nach dem Lichtschalter. Wo, zum Teufel, war das verflixte Ding? Es war so ein altmodischer Drehschalter, an dem man sich die Finger verbog. Na endlich. Da war er. Tom drehte ihn herum. Eine jämmerliche kleine Glühbirne flammte auf und – paff! – zerplatzte in tausend Splitter. Erschrocken stolperte Tom zurück – und stieß mit dem Ellbogen gegen die Kellertür. Rums!, fiel sie ins Schloss. Tom stand mutterseelenallein im pechschwarzen Keller. „Ganz ruhig!“, dachte er. „Ruhig bleiben, alter Junge. Es ist nur die blöde Glühbirne zerplatzt.“ Aber seit wann zerplatzen Glühbirnen einfach? Tom spürte, wie sein Mund trocken wie Schmirgelpapier wurde. Er wollte einen Schritt zurück machen. Aber seine Schuhe klebten an irgendwas fest. Er hörte seinen eigenen Atem. Und dann ein leises Rascheln. So als striche etwas über die alten Zeitungen, die Mama irgendwo in der Dunkelheit gestapelt hatte. „Hilfe!“, flüsterte Tom. „Oh Mann, Hilfe!“ „Aaaaaahoooo!“, stöhnte es ihm aus der Finsternis entgegen. Kalter, modrig stinkender Atem strich ihm übers Gesicht. Und eisige Finger packten seinen Hals. „Weeeg!“, schrie Tom und schlug wie ein Wilder um sich. „Weg, du widerliches Ding!“ Die Eisfinger ließen seinen Hals los und zogen an seinen Ohren. Irgendwas schimmerte weißlich in der Dunkelheit. Irgendwas mit giftgrünen Augen, flatterndem Haar und höhnischem Grinsen. „Ein Gespenst!“, dachte Tom fassungslos. „Ein richtiges Gespenst!“ „Ooooooooooaaah!“, jaulte das entsetzliche Ding. Mit einem verzweifelten Ruck zog Tom die Füße

aus den festgeklebten Schuhen. Er taumelte zur Tür und tastete zitternd nach dem Riegel. Das grausige Etwas zerrte an seinen Haaren und an seiner Jacke und heulte ihm die Ohren voll. Mit letzter Kraft riss Tom die Tür auf, das Gespenst wich mit erbostem Kreischn zurück – und Tom stolperte halb tot vor Schreck auf den Flur hinaus. Mit einem Schlag war es still. Totenstill. Nur die Tür knatterte in ihren Angeln. Tom gab ihr einen Stoß, und sie fiel ins Schloss. Mit schlotternden Knien rannte er zur Treppe. Nur weg! Weg! So schnell hatte er die drei Stockwerke noch nie geschafft, obwohl er sich dauernd umschaute. Keuchend erreichte er die Wohnungstür und hämmerte dagegen. Cornelia Funke

Track 2, Code v9d43z, Kapitel 1: Schaurige Momente, Seite 18, Aufgabe 30

Der Friedhof des Schreckens

Es war mitten in der Nacht, genauer gesagt kurz vor Mitternacht, als ich leise zum Friedhof schlich. Grelle Blitze zuckten am Himmel und erhellten die Finsternis. Das ferne Grollen des Donners kündigte ein heraufziehendes Gewitter an. Ich spürte, wie der Wind stärker und stärker wurde. Die alten Bäume im Garten bogen sich ächzend. Ihre Schatten wirkten wie riesige Gespenster.

Es herrschte eine unheimliche Stimmung. In der Ferne war das klägliche Heulen eines Hundes zu hören. Das Eisengitter knarrte, als ich es langsam öffnete. Leise ging ich umher. Die Steine knirschten unter meinen Füßen. In einer Hand hielt ich eine Taschenlampe, die allerdings nur sehr wenig Licht abgab. Plötzlich vernahm ich Glockenschläge. Mitternacht!

Die Kerzen auf den Grabsteinen tanzten einen wilden Tanz, als auf einmal stürmischer Wind aufzog. Mir lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Schlagartig erloschen alle Kerzen! „Ist da wer?“, fragte ich unsicher. Mit einem mulmigen Gefühl rannte ich zum Eingang zurück. Ich hatte Angst, unheimliche Angst! Aus den Augenwinkeln konnte ich sehen, wie eine in Schwarz gehüllte Gestalt aus einem der Gräber schwebte. Verzweifelt riss ich wie wild an dem Schloss, doch es half nichts. Ich war eingeschlossen! Am liebsten wäre ich im Erdboden versunken. Plötzlich spürte ich eine knöchrige Hand. Als ich den eiskalten Atem der unheimlichen Gestalt in meinem Nacken spürte, lief mir erneut ein Schauer über den Rücken. „Was tun?“, dachte ich. Vor lauter Angst rutschte mir das Herz in die Hose. Ich ließ die Taschenlampe fallen, die laut scheppernd auf dem Boden aufschlug. „Warum habe ich nur zugestimmt, hierher zu kommen?“, überlegte ich verzweifelt. Da hörte ich, wie das Gespenst mit hauchender Stimme sprach ...

Track 3, Code v9nd5a, Kapitel 1: Schaurige Momente, Seite 20, 21, Aufgabe 33, 34

Der Zauberlehrling

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merk' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Dass zum Zwecke
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke
Dass zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! –
Ach, ich merk es! Wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach! Das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behände!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! Und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! Nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

O du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behände
Mit dem scharfen Beile splaten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! Brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Nass und nasser
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister, hör mich rufen! –
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los! –

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

Johann Wolfgang von Goethe

Track 4, Code va93zu, Kapitel 1: Schaurige Momente, Seite 24, Aufgabe 44

Zähneklappern und Gliederschlottern

Nur Hedwig Kümmelsaft behielt die Nerven. Blitzschnell griff sie in ihren Eimer, richtete sich auf – und schmiss dem UEG eine Handvoll Friedhofserde vor die neblige Brust.

„Braaaaahrgaaaah!“, heulte das riesige Gespenst und wurde lila wie ein Veilchen. Seine gelben Augen verdrehten sich, sein eisiger Atem wurde warm wie Heizungsluft. Mit scheußlichem Gebrüll schoss es hinaus in die Halle. Krachend flog die Tür hinter ihm zu, ein paar Bilder fielen von den Wänden. Dann war es plötzlich totenstill.

„Mannomannomann!“, stöhnte Tom und tastete auf dem mehligem Teppich nach seiner Brille.

„Verlohoohoren!“, jammerte Hugo und kam händeringend aus dem Rucksack geschwabbelt. „Wir sind verlohooren.“

„Luft! Hier muss Luft rein!“, rief Frau Kümmelsaft. „Sonst haben wir gleich alle blaue Punkte vom UEG-Gestank!“ Hastig schob sie die Vorhänge zur Seite und riss die Fenster auf. Draußen wurde es dunkel.

„Aaaaaah!“, seufzte Hugo. „Göspensterzoit!“

„Auch das noch“, dachte Tom und setzte sich mit zittrigen Fingern die Brille auf. Besorgt sah er zu dem stocksteif dastehenden Herrn Lieblich hinüber.

„Vereist“, stellte Frau Kümmelsaft fest. „Schnell, wir müssen ihn vor den Kamin tragen.“

Mit vereinten Kräften schleppten sie den großen, dicken Mann ans Feuer. Dann zog Hedwig Kümmelsaft aus ihrer Tasche ein Fläschchen mit roter Flüssigkeit. Davon träufelte sie Herrn Lieblich drei Tropfen auf die eiskalte Nase. „Mein Spezial-Auftaumittel“, erklärte sie.

Cornelia Funke

Track 5, Code vb2zu6, Kapitel 2: Aktive Freizeit, Seite 29, Aufgabe 5

Kurzturnen

Höre nun eine Anleitung zum Kurzturnen. Mach mit! Stehe auf, gehe hinter deinen Sessel und schiebe ihn unter den Tisch.

Nun ziehst du deine Schuhe aus und stellst sie ebenfalls unter den Tisch. Jetzt bist du bereit.

Zuerst strecke dich, hebe deine Arme über den Kopf Richtung Decke. Lass sie wieder sinken.

Jetzt gehen wir, aber in einer besonderen Art.

Du bleibst stehen und hebst nur die Fersen abwechselnd vom Boden. Und los geht's! Heben – senken – heben – senken – heben – senken. Das machst du sehr gut! Stelle dir vor, wir wandern gemeinsam über eine Wiese. Links und rechts sind bunte Blumen. Wir gehen über die Wiese.

Nun nehmen wir die Arme mit. Abwechselnd zu deinen Beinen.

Am Beginn ganz langsam: linke Ferse hoch und rechter Arm nach vor. Und noch einmal. Sehr gut!

Wir wandern weiter über die Wiese, die Sonne scheint

warm und nun sehen wir alle nach links. Hier gibt es einen kleinen Teich. Wir gehen daran vorbei. Und immer weiter. Links, rechts, links, rechts. Jetzt schauen wir auf die andere Seite, nach rechts. Dort schimmern schneebedeckte Berge. Wir betrachten sie genau. Dabei gehen wir immer locker weiter. Links, rechts, links, rechts. Nun bleiben wir stehen. Es ist schon warm geworden. Die Sonne steht direkt über uns. Wir heben die Arme der Sonne entgegen und versuchen, sie zu erreichen. Einmal links hoch, einmal rechts hoch, einmal links, einmal rechts. Was ist denn das da, direkt vor uns? Bleibe stehen und schau die winzig kleinen Blumen vor dir an. Du bückst dich und pflückst eine Blume. Dann kommst du wieder hoch. Es gibt so viele Blumen, dass wir weiterpflücken können. Hinunter, hinauf, hinunter, hinauf.

Du hast nun viele Blumen gesammelt. Es ist ein kleiner Strauß geworden. Stelle ihn auf deinen Tisch, nimm deinen Sessel, ziehe deine Schuhe an und setze dich nieder.

Das war ein wunderbarer Gedankenausflug. Und – wir sind nun wieder frisch und munter!

Track 6, Code vb377h, Kapitel 3: Seltsame Vögel, Seite 49, Aufgabe 2

Seltsame Vögel

Was höre ich – ihr wollt meine Bekanntschaft machen? Sehr erfreut! Wirklich, sehr erfreut!

Ihr freut euch schon auf meine Schelmenstücklein, ihr möchtet gerne lachen?

Nun – ein wenig müsst ihr euch noch gedulden, denn ich will euch erklären, wer ich eigentlich bin.

In früherer Zeit hielten sich die reichen Fürsten Hofnarren. Diese durften alles sagen, was sie sich dachten. Das durfte man nämlich bei den hohen Herrschaften nicht immer. Dem Narr aber war es erlaubt, und darum konnte er auch die Wahrheit auf lustige Weise sagen, das hatte der Fürst gerne: Er lachte darüber auch von Herzen und freute sich, weil der Narr so klug war. Die weisen Herren Minister, die links und rechts auf den Thronstufen standen, sagten ja nicht immer die Wahrheit, weil sie dem Fürsten schmeicheln wollten.

Dem armen Volk aber, dem sage ich gratis die Wahrheit, vielleicht manches Mal ein wenig grob, aber das verstehen die Menschen.

Wo ich geboren bin, werdet ihr gleich hören, und dass ich außer in Deutschland auch noch in Polen und Italien gewesen bin, sag' ich, damit ihr gleich merkt, dass ihr es mit einem weitgereisten Burschen zu tun habt. Und dass ich wahrscheinlich an der fürchterlichen Pest gestorben bin, sag' ich euch auch, obwohl ich es selber nicht ganz genau weiß.

Wer meine Schwänke und Streiche aufgeschrieben hat? Oh, das war ein braver, frommer Mann, der mit Feder und Tinte wohl umzugehen wusste und keine Buchstaben miteinander verwechselte.

Genug jetzt. Es grüßt euch von Herzen
Euer Till

Meine lieben jungen Damen und Herren!
Ich muss euch wohl so höflich anreden. Das bin ich meinem Namen und meinem adeligen Stand schuldig, und außerdem seid ihr ja jetzt gleichsam bei mir zu Gast, obwohl ich schon gut anderthalb Jahrhunderte im Himmel bin.

Trotzdem begrüße ich euch, wie ich seinerzeit meine schnauzbärtigen Gutsnachbarn begrüßte, alles alte, raue Krieger und Jäger.

Des Abends kamen sie immer zu mir herüber in mein Herrenhaus, um mir zuzuhören – denn erzählen, das tat ich für mein Leben gern.

Mit vollem Namen und Titel heiße ich, pardon: hieß ich Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen, Erbherr auf Bodenwerder, Page im Dienste des Erbprinzen Anton Ulrich von Braunschweig, Leutnant bei dem Holsteinischen Regiment, Kaiserlich Russischer Rittmeister im Regiment Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten in Riga. Das alles war ich, jawohl.

Geboren bin ich am 11. Mai 1720 in Bodenwerder an der Weser und gestorben ebendort am 22. Februar 1797.

Meine Lieblingskleidung: Dreispitz, Perücke und schmucker Degen, gestickte Stulpenhandschuhe und sporenklingende Stiefel – so bin ich in den Krieg geritten. Zwölf Jahre abenteuerte ich in der Welt umher, dann setzte ich mich zur Ruhe und lud, wie gesagt, gerne meine Nachbarn ein.

Bei einer Flasche Wein oder mehr erzählte ich ihnen, was ich alles erlebt hatte; damals gab es ja noch keine Zeitungen wie heute, und die Herren Nachbarn langweilten sich grenzenlos, besonders an den langen Winterabenden.

So tat ich ein gutes Werk, indem ich sie unterhielt.

Meine Kamingeschichten sind schon zu meinen Lebzeiten von einem Dichter, Gottfried August Bürger, aufgezeichnet und verkauft worden.

Und jetzt wünscht euch viel Vergnügen
Euer ergebenster Diener
Baron von Münchhausen

Im Namen der ehrwürdigen und hochachtbaren Stadt Schilda wird hiermit aller Welt folgende wichtige Kundmachung verlautbart:

Wir, die nach unserer Stadt Schilda benannten Schildbürger, waren nicht immer so dumm, wie von uns jetzt behauptet wird – im Gegenteil.

Wir waren früher dermaßen klug, dass wir überallhin gerufen wurden – in Dörfer und Städte, ja selbst an den Hof des Kaisers. Denn wir berieten die Leute, wie sie es anstellen sollten, dass es auf der Welt besser würde. So sind wir auch fleißig umhergereist.

Aber zu Hause in Schilda ist in der Zwischenzeit alles drunter- und drübergegangen, weil sich die Menschen immer weniger zurechtfinden: Die Äcker waren nicht tief genug gepflügt, das Vieh verwilderte und alles verkam, weil nichts mehr ausgebessert wurde, denn es fehlte ja an den nötigen Handwerkern. Kurz – es war nicht mehr auszuhalten. Da setzten sich die Frauen zusammen und

schrieben ihren Männern einen Brief: Die Männer sollten sofort zurückkehren, um ihnen zu helfen. Würden sie das nicht tun, wollten sich die Frauen woanders nach neuen Männern umsehen.

Die so gerufenen Schildbürger kehrten schnellstens heim und unser liebes Schilda blühte wieder auf. Und damit niemand mehr Lust bekäme, sie zu rufen, beschlossen sie in einer feierlichen Versammlung, ihre Klugheit zu verbergen und sich ganz töricht zu benehmen und lauter unsinnige Sachen anzustellen. Von da an hatten sie ihre Ruhe.

Dies wird nun bekanntgemacht. Denn – es ist nicht jeder ein Narr, der wie ein solcher aussieht.

Track 7, Code vb64ui, Kapitel 3: Seltsame Vögel, Seite 63, Aufgabe 34

Wie Eulenspiegel in Lübeck einen Wirt betrog

In der Stadt Lübeck herrschte im Mittelalter strenges Recht, also benahm sich Till Eulenspiegel, als er dort hinkam, sehr ordentlich und verübte auch keine Streiche. Aber der Wirt vom Lübecker Ratskeller war ein hochmütiger Mann und hielt sich für so gescheit, dass er sagte, er würde gerne einmal einen Menschen treffen, der klüger wäre als er und ihn überlisten könnte. Viele Bürgerinnen und Bürger schüttelten darüber den Kopf, aber eines Tages war es Eulenspiegel zu viel. So stieg er mit zwei Kannen, die beide ganz gleich aussahen, in den Ratskeller hinunter. Die eine Kanne war leer, die andere aber hatte er bis obenhin mit Wasser gefüllt. Die trug er unter seiner Jacke versteckt. Höflich bat er den Wirt, er möge ihm doch die leere Kanne mit Wein aus dem Fass füllen. Als dies geschehen war, versteckte er die Kanne mit dem Wein unter der Jacke und holte die mit dem Wasser hervor. Er setzte sich nieder und fragte: „Was soll der Wein kosten?“

„Zehn Pfennig“, antwortete der Wirt.

„Das ist mir zu teuer. Ich habe nur sechs Pfennig bei mir, genügt Euch das?“, wollte Till nun wissen.

Da wurde der Wirt zornig: „Hier wird nicht gehandelt, hier gilt ein festgesetzter Preis! Wem das nicht passt, der lasse es bleiben!“

„Das sehe ich ein. Da ich nur sechs Pfennige habe und Euch das zu wenig ist, so schüttet den Wein wieder zurück“, sprach Eulenspiegel.

Verärgert nahm der Wirt die Kanne, die Eulenspiegel ihm hinhielt – es war die mit Wasser gefüllte – und leerte den Inhalt durch das Spundloch wieder ins Fass zurück.

Dabei murmelte er: „Was für ein Narr! Verlangt Wein und kann ihn nicht zahlen!“

Eulenspiegel aber entgegnete: „Ich sehe, dass Ihr der noch größere Narr seid. Es ist niemand so klug, dass er nicht von einem Narren übertroffen werden könnte.“ Und verließ schleunigst den Keller so, wie er gekommen war: eine leere Kanne in der einen Hand, die volle unter der Jacke verborgen.

Den Wein ließ sich Eulenspiegel gut schmecken. Dann verließ er rasch die Stadt. Auf der Landstraße traf er einen

Handwerksburschen, der Richtung Lübeck zog. Dem erzählte er seinen Streich und bat ihn, dem hochmütigen Wirt die Wahrheit zu erzählen. Der zersprang beinahe vor Wut. Nun hatte er endlich seinen Meister gefunden!

Track 8, Code vb78ba, Kapitel 4: Sagenumwobene Vergangenheit, Seite 69, Aufgabe 2

Sprecher 1:

Projekt Gutenberg? Warum ausgerechnet Gutenberg? Wer war denn das?

Sprecher 2:

Darf ich mich kurz vorstellen: Mein Name ist Gutenberg. Johannes Gutenberg. Ich wurde um 1400 in Mainz geboren, so genau weiß man das aber nicht. Ab 1434 war ich für einige Jahre in Straßburg, damals eine reiche und große Handelsstadt. Dort feilte ich an der Idee, Drucke serienmäßig herzustellen, weil ich wollte, dass viele Leute Zugang zu Büchern haben. Aber erst in meiner Heimatstadt Mainz konnte ich die Idee dann in die Tat umsetzen. Mein Geheimrezept waren Lettern, also einzelne Buchstaben und Satzzeichen aus Blei. Mit ihnen konnte ich jeden beliebigen Text setzen. War der Text fertig, kamen die Drucktafeln mit den Lettern in die Druckerpresse. Diese sorgte für einen gleichmäßigen Farbton der Druckerschwärze. Und schon waren sie fertig, die Bücher. Die Lettern habe ich in einem Setzkasten aufbewahrt, also recht handlich. Zu Beginn habe ich viele Lehrbücher für lateinische Grammatik gedruckt, weil sie damals sehr begehrt waren. Mein berühmtester Druck ist wohl die Bibel, die auch unter dem Namen Gutenberg-Bibel bekannt ist. Dank meiner Erfindung konnten immer mehr Menschen lesen und schreiben lernen – das macht mich doch sehr stolz. Und wer sich jetzt immer noch fragt, warum das Projekt Gutenberg meinen Namen trägt: Weil dort möglichst viele Menschen viele Texte gratis lesen können, und das ist ja auch etwas. Also, macht's gut und lest fleißig und schreibt viel. Mich würd's freuen!

Track 9, Code vc24yb, Kapitel 4: Sagenumwobene Vergangenheit, Seite 69, 70, Aufgabe 5, 8

Der Rattenfänger von Korneuburg

In alter Zeit, als noch viele Plagen, die heutzutage leicht beseitigt werden können, den Menschen arges Kopfzerbrechen verursachten, war die Stadt Korneuburg von so vielen Ratten heimgesucht, dass die Bevölkerung fast verzweifeln wollte. Nicht nur in allen Winkeln und Ecken wimmelte es von Ratten, auf offener Straße liefen sie frech umher, in Wohnungen und Zimmern hielten sie sich auf, nichts war sicher vor ihnen. Zog jemand eine Lade heraus, hüpfte ihm eine Ratte entgegen, legte er sich zu Bett, begann es im Stroh zu rascheln, setzte er sich zu Tisch, waren die Ratten ungebetene Gäste und sprangen sogar ohne Scheu selbst auf den Tisch hinauf. Alle Versuche, die hässlichen Tiere loszuwerden, waren vergebens. Da setzte sich der weise Rat der Stadt

zusammen und beschloss, einen hohen Preis für den auszusetzen, der die Stadt für immer von den unheimlichen Nagern befreie. Dies wurde denn auch öffentlich kundgemacht.

Einige Zeit verging, da erschien eines Tages ein fremder Mann beim Bürgermeister der Stadt und fragte, ob es mit der ausgesetzten Belohnung seine Richtigkeit habe. Als man ihm versicherte, dass es sich wirklich so verhalte, erklärte der Fremde, er wollte mittels seiner Kunst alle Tiere aus ihren Löchern und Verstecken hervorlocken und in die Donau verbannen, worüber die Stadtväter sehr erfreut waren.

Sogleich begab sich der Mann vor das Rathaus und zog aus einer dunklen, ledernen Tasche, die ihm über die Schulter hing, ein schwarzes Pfeiflein hervor. Es waren keine angenehmen Töne, die er seinem Instrument entlockte; ein gellendes Quietschen und Quieken schrillte durch die Gassen, aber den Ratten schien diese Musik zu gefallen. Haufenweise kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und liefen den grellen Tönen nach. Langsam schritt der Pfeifer der Donau zu; vor ihm, ringsherum, hinter ihm aber schlängelte sich wie ein grülicher, schwarzgrauer Wurm der Zug der Ratten durch die Straßen.

Am Ufer angelangt, blieb der Mann nicht stehen, sondern ging, ohne zu zögern, bis zur Brust in die Fluten, die Ratten aber folgten ihm unentwegt, stürzten sich ins Wasser, verknäulten sich ineinander und trieben schließlich in die Mitte des Donaustromes hinaus, wo sie von den Wellen fortgerissen wurden. Alle waren dem Musikanten gefolgt, nicht ein Schwänzchen blieb am Ufer. Staunend hatte die versammelte Bevölkerung diesem Schauspiel zugesehen und umjubelte den seltsamen Fremden, der sich nach getaner Arbeit ins Rathaus begab, um seinen Lohn in Empfang zu nehmen. Nun aber, die Ratten waren weg, zeigte sich der Bürgermeister weit weniger freundlich, meinte, so schwer sei die Sache ja nicht gewesen und man wisse nicht, ob das Ungeziefer nicht am Ende wieder zurückkäme, kurz, er wollte den Mann mit einem Viertel des ausgesetzten Preises abfertigen. Der aber weigerte sich, den kleinen Betrag anzunehmen, und bestand auf der Auszahlung des vollen Lohnes. Da warf der Bürgermeister dem Fremden den Beutel mit dem geringen Lohn vor die Füße und wies ihm die Tür. Der Rattenfänger ließ das Geld liegen und verließ mit böser Miene die Ratsstube.

Einige Wochen vergingen. Eines Tages zeigte sich der Fremde, weit prächtiger gekleidet als das letzte Mal, wieder in der Stadt. Auf dem Hauptplatz zog er seine Pfeife aus der Tasche, die golden funkelte. Als er sie an die Lippen setzte, ertönte ein feines Klingen und Singen, alles horchte verwundert auf die wundersamen Töne. Die Kinder aber liefen ihm aus allen Häusern scharenweise zu und folgten ihm, als er mit wiegenden Schritten der Donau zuzuging. Auf dem Strom schaukelte ein Schiff, das mit bunten Bändern und wehenden Fahnen geschmückt war. Ohne mit seiner Musik aufzuhören, bestieg der

Pfeifer das Fahrzeug, und alle Kinder trippelten hinter ihm drein. Als das letzte auf dem Schiff war, stieß es vom Ufer ab, drehte sich in den Strom hinaus und fuhr im hellen Sonnenschein immer rascher stromabwärts, bis es in der Ferne verschwand. Nur zwei Kinder waren in der Stadt zurückgeblieben, eines war taub und hatte die lockenden Töne nicht gehört, und das andere war am Ufer umgekehrt, um sein Röcklein zu holen. Als die Stadtbewohner ihre Kinder suchten und außer den beiden keines fanden, waren Schmerz und Jammer in der Stadt groß; denn es gab fast kein Haus, das nicht den Verlust eines oder mehrerer Kinder zu beklagen hatte. Das war die Rache des betrogenen Rattenfängers.

Track 10, Code vc8xh8, Kapitel 3: Seltsame Vögel, Seite 71, Aufgabe 14

Der Rattenfänger von Hameln

Im Jahr 1284 kam ein Mann nach Hameln und gab sich für einen Rattenfänger aus. Er versprach, für einen Lohn die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürgerinnen und Bürger wurden mit ihm einig und versprachen, ihn für seine Arbeit zu bezahlen. Alsbald zog der Rattenfänger ein Pfeifchen heraus und piffte, da kamen die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgesprungen und versammelten sich um ihn herum. Sogleich ging der Rattenfänger los und der ganze Haufen folgte ihm. Er führte sie an die Weser. Dort trat er ins Wasser, worauf ihm alle Tiere folgten und ertranken. Die Menschen in der Stadt waren begeistert, doch nachdem sie nun von der Plage befreit waren, verweigerten sie dem Mann seinen Lohn unter allerlei Ausflüchten, sodass dieser zornig und erbittert davonging. Für die Bürgerinnen und Bürger war alles erledigt und schon bald hatten sie den Rattenfänger vergessen. Doch am frühen Morgen des 26. Juni desselben Jahres, am Johannis- und Paulitag, erschien er wieder, in Gestalt eines Jägers. Wieder ließ er seine Pfeife in den Gassen hören. Diesmal folgten ihm aber nicht Ratten und Mäuse, sondern alle Kinder, die älter als vier Jahre waren. Alle gingen ihm nach, und er führte sie hinaus zu einem Berg, wo er mit ihnen verschwand. Ein Kindermädchen beobachtete alles und eilte in die Stadt zurück, um vom Geschehenen zu berichten. Die Eltern liefen scharenweise vor die Tore der Stadt und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder. Die Mütter verfielen in ein jämmerliches Schreien und Weinen. Boten wurden ausgeschickt, um nach den Kindern zu suchen, aber vergeblich. Einhundertdreißig Kinder verschwanden an diesem Tag spurlos. Nur zwei sollen sich verspätet haben und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen war. So konnte das blinde Kind den Ort nicht zeigen, aber wohl erzählen, wie es dem Spielmann gefolgt wäre. Das stumme Kind aber konnte zwar den Ort weisen, hatte jedoch nichts gehört. Auch ein Knabe war nur im Hemd mitgelaufen, kehrte aber um, um seinen Rock zu holen. Dadurch entging auch er dem Unglück. Denn als er den anderen folgen wollte,

waren diese schon in der Grube eines Hügels, die heute noch gezeigt wird, verschwunden.

Track 11, Code vd3p29, Kapitel 4: Sagenumwobene Vergangenheit, Seite 84, Aufgabe 47

Der Zyklus, Teil 1

Auf unserer langen Irrfahrt war ich, Odysseus, mit zwölf Gefährten in die Höhle des Zyklopen eingedrungen und saß dort mit den anderen Männern fest. Mit einem riesigen Fels, den nur er bewegen konnte, verschloss der Einäugige den Eingang. Danach fraß er zwei meiner Männer gnadenlos mit Haut und Haaren auf. Am nächsten Morgen machte er Feuer, versorgte seine Ziegen und Schafe und verschlang zu meinem Entsetzen wiederum zwei meiner Kameraden. Dann verließ er mit den Tieren die Höhle und verschloss sie mit dem Felsen.

Track 12, Code vd57ck, Kapitel 4: Sagenumwobene Vergangenheit, Seite 85, Aufgabe 53

Der Zyklus, Teil 2

Es war jetzt dringend an der Zeit, das Ungeheuer zu überlisten. Wir entdeckten eine mächtige Keule und formten daraus einen starken, spitzen Pfahl. Als der grausame Hirte mit seiner Herde heimkam, verschloss er wiederum die Höhle und verschlang auf's Neue zwei Männer. Nun entdeckte der Zyklus den Weinschlauch, den ich listigerweise vorbereitet hatte, und er trank gierig. Bereits berauscht, fragte er mich: „Fremdling, ich bin Polyphem. Jetzt verrate du mir deinen Namen, und ich werde dir ein Gastgeschenk machen.“ „Mein Name ist Odysseus“, rief ich, und der Zyklus sprach: „Gut, du sollst dein Gastgeschenk erhalten. Ich werde dich aufsparen und ganz zuletzt verzehren.“ Bald darauf schlief der betrunkenen Zyklus fest ein. Wir hielten den angespitzten Pfahl in die glimmende Asche, bis er Feuer fing, und rammten ihn mit vereinten Kräften tief in das Auge des Zyklopen. Er heulte laut auf, riss sich den Pfahl heraus, tobte vor Schmerzen und schlug um sich, doch wir wichen ihm geschickt aus. Nach Stunden des Jammerns rollte er den großen Fels beiseite und setzte sich am Eingang nieder. Mit seinen Händen tastete er herum, damit wir nicht zwischen den Tieren entweichen konnten. Da band ich je drei Schafe zusammen und versteckte unter dem mittleren jeweils einen Mann. Unter dem dichten Fell waren sie für den Zyklopen nicht zu ertasten und wir entkamen. Rasch eilten wir zu unseren Schiffen und ruderten aufs offene Meer. Als Polyphem das merkte, schleuderte er uns zwar noch einen riesigen Felsblock nach, dass die Wellen sich hochtürmten, aber er konnte uns nicht mehr aufhalten. Der zornige Zyklus blieb wütend und vor Schmerzen wimmernd am Ufer zurück.

Track 13, Code ve8dy3, Kapitel 5: Unglaubliche Geschichten, Seite 90, Aufgabe 8

Die Stopfnadel

Es war einmal eine Stopfnadel, die bildete sich ein, eine Nähnaedel zu sein. „Seht nur, dass ihr mich haltet!“, sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. „Verliert mich nicht! Falle ich hinunter, so ist es die Frage, ob ich wieder gefunden werde, so fein bin ich! Ich komme sogar mit Gefolge!“, sagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden nach sich.

Die Finger wollten mit der Stopfnadel gerade den Pantoffel der Köchin richten, an dem das Oberleder geplatzt war. „Das ist eine gemeine Arbeit“, schimpfte die Stopfnadel, „ich komme nie hindurch, ich breche, ich breche!“ – und da brach sie. „Habe ich es nicht gesagt?“, seufzte die Stopfnadel, „ich bin zu fein!“ „Nun taugt sie nichts mehr“, meinten die Finger, aber sie mussten sie festhalten. Die Köchin betropfte sie mit Siegelack und steckte sie vorn in ihr Tuch. Da lachte die Stopfnadel und war sehr stolz, als ob sie in einer Kutsche führe, und sah sich nach allen Seiten um.

„Sind Sie aus Gold?“, fragte die Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie sehen herrlich aus, aber Ihr Kopf ist klein! Sie müssen darauf achten, dass er wächst!“ Darauf streckte sich die Stopfnadel so stolz in die Höhe, dass sie aus dem Tuch in die Gosse fiel, gerade als die Köchin spülte. „Nun gehen wir auf Reisen“, sagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht dabei verlorengelange!“ Aber sie ging verloren. „Ich bin zu fein für diese Welt!“, sagte sie, als sie im Rinnstein saß.

Eines Tages lag etwas dicht neben ihr, was herrlich glänzte, und da glaubte die Stopfnadel, dass es ein Diamant sei, aber es war ein Glasscherben, und weil er glänzte, so redete die Stopfnadel ihn an und gab sich als Busennadel zu erkennen.

„Ich habe in einer Schachtel bei einer Köchin gewohnt“, sagte die Stopfnadel. „Sie hatte an jeder Hand fünf Finger, aber etwas so Eingebildetes wie diese fünf Finger habe ich noch nicht gekannt, und doch waren sie nur da, um mich in die Schachtel zu legen. Es waren fünf Brüder, alle geborene Finger, sie hielten sich stolz nebeneinander, obgleich sie von verschiedener Länge waren. Der äußerste der Finger war kurz und dick und dann hatte er nur ein Gelenk. Er konnte nur eine Verbeugung machen. Der Topflecker kam in Süßes und Saures, zeigte nach Sonne und Mond, und er verursachte den Druck, wenn sie schrieben. Der Langemann sah den andern über den Kopf, der Goldrand ging mit einem Goldreif um den Leib, und der kleine Peter Spielmann tat gar nichts, und darauf war er stolz.“

Plötzlich kam mehr Wasser in den Rinnstein und riss den Glasscherben mit sich fort. „Sieh, nun wurde er befördert!“, sagte die Stopfnadel. „Ich bleibe sitzen, ich bin zu fein!“ So saß sie stolz da und hatte viele Gedanken. Eines Tages kamen einige Straßenjungen und wühlten im Rinnstein. „Au!“, sagte der eine. Er stach sich an der Stopfnadel. „Da kommt eine Eierschale angesegelt!“, sagten die Jungen und steckten die Stopfnadel in die Schale.

„Wenn ich nur nicht seekrank werde!“, sprach die Stopfnadel. Und sie wurde nicht seekrank. „Es ist gut gegen die Seekrankheit, einen Stahlmagen zu haben. Je feiner man ist, desto mehr kann man aushalten.“ Krach! Da lag die Eierschale, es fuhr ein Lastwagen über sie. „Au, wie das drückt!“, sagte die Stopfnadel. „Jetzt werde ich doch seekrank!“ Aber sie wurde es nicht, obgleich ein Lastwagen über sie wegfuhr, sie lag der Länge nach – und da mag sie liegen bleiben.

Nach: Hans Christian Andersen

Track 14, Code vg33vm, Kapitel 5: Unglaubliche Geschichten, Seite 93, Aufgabe 17

Das weiß man heute über starke Frauen

Sprecher 1: Sehr geehrte Frau Professor! Zuerst einmal danke, dass Sie sich für das Interview zur Verfügung stellen. Ich beginne gleich mit meiner ersten Frage: Wie sehen denn die neuesten Erkenntnisse bezüglich der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der Steinzeit aus?

Sprecherin 2: Bis vor kurzer Zeit war die Vorstellung einer relativ eindeutigen Rollenverteilung in der Steinzeit weit verbreitet und auch in den Geschichtsbüchern nachzulesen, nämlich die von den Männern als Jägern und Kämpfern und den Frauen als Sammlerinnen von Beeren und Hüterinnen der Kinder.

Sprecher 1: Wodurch hat sich diese Vorstellung geändert?

Sprecherin 2: In den Anden wurden in 4000 Metern Höhe 9000 Jahre alte Knochen entdeckt, die mitten unter Geschoßspitzen und Klingen lagen. Allerdings fiel sofort auf, dass diese Knochen klein und leicht waren. Daher vermutete man, dass man eine weibliche Jägerin gefunden hatte.

Sprecher 1: Und wie hat man diese Vermutung dann nachgewiesen?

Sprecherin 2: Durch eine Untersuchung und Analyse des Zahnschmelzes, das ist die Schutzschicht der Zähne, konnte nachgewiesen werden, dass das Skelett mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer Frau stammte. Diese Frau hatte sich von typischer Jägerernährung ernährt. Auch der Fund von Tierknochen an dieser Fundstätte spricht dafür, dass es sich um eine Jägerin handelte, und es also nicht – wie bisher angenommen – eine starre Aufteilung der Arbeit nach dem Geschlecht gegeben hat.

Sprecher 1: Weshalb wird das erst jetzt nach und nach bekannt?

Sprecherin 2: Schon früher sind zwar immer wieder Beweise für kämpfende, kriegerische Frauen gefunden, aber nicht unbedingt an die Öffentlichkeit weitergegeben worden. Die Erklärung dafür könnte sein, dass die wissenschaftliche Forschung lange Zeit von Männern dominiert wurde, die die Aufgaben und die Stellung der Frauen in vergangenen Zeiten nach ihren Vorstellungen formen wollten. Kriegerische Frauen passten nicht unbedingt in das Bild von braven Frauen, die sich vor allem um die Kinder kümmern.

Sprecher 1: Müssen wir jetzt einige Kapitel der Geschichtsbücher umschreiben?

Sprecherin 2: Ja, das wird insofern notwendig sein, als die Darstellung von einer eindeutigen Verteilung der Geschlechterrollen bereits in der Steinzeit nicht mehr zutrifft. Also – weibliche Jägerinnen und Kämpferinnen hat es schon damals gegeben!

Track 15, Code vg573a, Kapitel 6: Schwebende Gefühle, Seite 109, Aufgabe 5

*Schwebende Gefühle, von Renate Welsh
Max sollte heute zum ersten Mal Besuch von Valerie bekommen, doch zuerst musste er noch einige Vorbereitungen erledigen.*

Auf dem Heimweg ging er in den Supermarkt. Er konnte sich nicht entscheiden, welche Kekse Valerie aussuchen würde, und stand so lange vor dem Regal, dass eine Verkäuferin ihn sehr misstrauisch musterte. An der Kasse warteten mehrere Frauen mit voll bepackten Einkaufswagen. Als er endlich drankam, brauchte er furchtbar lange, bis er genügend Kleingeld für Kekse und Saft aus seinen Hosentaschen gefummelt hatte. Hinter ihm wurde geschimpft.

Er rannte nach Hause, machte sein Bett, fuhr mit dem Staubtuch über Schreibtisch und Bücherregal, breitete seine Schulsachen aus, aber er schaffte es nicht, sich auf die Hausübungen zu konzentrieren, er war wieder einmal hauptberuflich mit Warten beschäftigt. Übung macht den Meister. Wenn das wahr wäre, dann wäre ich längst ein Meister im Warten, dachte er. Bin ich aber nicht. Muss wohl am falschen Training liegen. Wie trainiert man richtig? Hoffentlich kommt Mama heute nicht zu früh. Warum stört mich der Gedanke, sie und Valerie könnten einander treffen?

Er hatte fast die Hoffnung aufgegeben, als es klingelte. Valerie hatte rote Wangen vom Laufen.

„Ich hab schon gedacht, ich komme überhaupt nie weg. Seit Omas Operation bricht fast jeden Tag die gesamte Verwandtschaft über uns herein.“

Sie ging in sein Zimmer, als wäre sie schon oft hier gewesen, [...]. [...] Sie betrachtete seine Bücher und CDs, stellte fest, dass sie eine ganze Reihe gleicher Titel hatten.

„Magst du einen Saft?“

Sie lachte. Er war nicht sicher, ob sie ihn aus- oder anlachte, doch das war fast gleichgültig, Hauptsache, sie lachte. Als er mit Saft, Gläsern und Keksen zurückkam, saß sie auf seinem Bett und blätterte in „Wie Spucke im Sand“.

„Du liest ein Buch über ein Mädchen?“, fragte sie.

„Warum nicht? Ich würde sagen, es ist ein Buch über Indien. Du kannst es dir ausborgen, es ist ganz toll.“

Und du wirst lachen, ich interessiere mich für Mädchen.“

„Okay, dann lach ich.“ Sie sah ihn ernst an. „Meine Schwester hat immer behauptet, Typen haben Angst, es würde ihnen etwas Unwiderrufliches passieren, wenn sie ein Buch läsen, in dem ein Mädchen die Hauptperson ist.“ Er schüttelte den Kopf. „Ist mir noch nicht aufgefallen, ehrlich.“ Er spürte, wie er rot wurde.

Sie nahm einen Schluck Saft, knabberte winzige Bissen von einem Keks, schleckte ihre Finger ab. „Irgendwie gefälltst du mir“, sagte sie.

„Wie geht's deiner Oma?“ Eigentlich wollte er sagen: Du gefälltst mir auch. Sehr. [...] Eigentlich wollte er sie ganz fest an sich drücken. Eigentlich ...

[...] Sie schaute auf die Uhr. „Ich muss rennen. Leider. Meine Kusinen kommen. Es ist total verrückt. [...]“ Sie stand auf.

Max begleitete sie bis zu ihrem Haus, dann rannte er zurück, ging in sein Zimmer. Auf dem Bettüberwurf lag ein Keksbrösel, das nahm er vorsichtig zwischen zwei Finger und steckte es in den Mund.

„Leider“, hatte sie gesagt. Sie hatte noch bleiben wollen. Irgendwo in der Luft im Zimmer hing noch ihr Atem. Auf dem Bett war die Kuhle zu sehen, wo sie gesessen war. Er setzte sich direkt daneben, legte die Fingerspitzen hinein. „Va-le-rie“, sagte er, jede Silbe einzeln betonend. „Va-le-rie. Valerie.“